

dieser Rat nie Ekklesialität erreicht und sie auch nie erreichen wollte. Damit hat er sich aber selber als Partner wirklicher Einigungsgespräche unmöglich gemacht. Die bilateralen Gespräche der konfessionellen Weltbünde mit Rom ermöglichen einen stärkeren Einsatz und waren deshalb mehr als einmal Ursache für Genfer Mißgunst. Dennoch besteht an der Treffsicherheit der Diagnose des „Schutzengels“ des Weltrates kein Zweifel.

Visser 't Hooft war kein Mann, der andere kritisierte, sich selbst aber von Kritik ausnahm. In einer Bilanz nach seinem Ausscheiden aus dem Amt (W. A. Visser 't Hooft, *The general ecumenical development since 1948*, in: „The ecumenical advance“, *Harold E. Fey* [Hg.], London 1970, S. 25–26) wußte er mit der ihm eigenen Offenheit Spreu und Weizen in den Ergebnissen der ökumenischen Bewegung zu trennen. Für ihn gehörte die Tatsache, daß heute alle Kirchen dazu gezwungen wurden, die grundlegende Frage nach ihrem Gehorsam gegenüber dem Auftrag Christi, alle Christen zu sammeln, zu stellen, zweifellos zu den großen christlichen Errungenschaften der Gegenwart. Die Kirchen könnten jetzt wieder als Mitglieder einer Familie zusammenleben. In dieser Familie gebe es zwar Reibungen und Mißverständnisse, in ihr seien aber doch gemeinsame Geschichte und die gleichen Geistesgaben wirksam. Die ökumenische Bewegung sei auch für Kirchen in einer feindlichen Umgebung oder in großer Vereinsamung eine Stütze gewesen.

Als Mensch ebenso schlicht wie herzlich

Diese Erfolgsbilanz machte ihn aber nicht blind für die *Defizite der ökumenischen Bewegung*. Es sei dieser Bewegung bisher nicht gelungen, bedeutende Ergebnisse im Blick auf die Einheit der Kirchen zu erzielen. Bei diesem Urteil ging es ihm nicht in erster Linie um organisatorische Wiedervereinigungen, sondern um andere Ausdrucksformen wachsender Gemeinschaft, zum Beispiel um die Interkommunion. Er sah die Fortschritte auch in diesem Punkt. Aber er teilte die vor allem bei jüngeren Menschen spürbare Enttäuschung darüber, daß die Kirchen auch nach vielen Jahrzehnten Ökumene dieses Problem noch nicht hätten lösen können. Er sah eine

beträchtliche Schwachstelle der ökumenischen Bewegung auch darin, daß der Ökumenismus im Leben der örtlichen Kirchen und Gemeinden bisher zu wenig Wurzeln gefaßt habe. Es sei nicht genug deutlich geworden, daß das Bemühen um Ökumene nicht nur eines von vielen Anliegen der Ortsgemeinde sei, sondern zum Wesen der Kirche gehöre.

In einer wenn auch notwendigerweise bruchstückhaften Gesamtwürdigung des Ökumenikers darf eine Würdigung des Menschen Visser 't Hooft nicht fehlen. Diese läßt sich nicht aus Publikationen und Dokumenten erheben. Einer der auffallendsten Züge war wahrscheinlich sein „politisches“ Temperament. Gerade diesem verdankt die ökumenische Bewegung sehr viel. Gemeint ist damit seine außerordentliche Begabung, eine unerwartete Situation rasch zu überblicken, die jeweilige Frage in ihren großen Linien zu klären und entschlossen zu reagieren. Dazu gehörte auch sein Sinn für Strategie und seine Bereitschaft, zugunsten längerfristiger Ergebnisse Opfer zu bringen.

Auch nachdem er dreißig Jahre lang Führungsaufgaben wahrgenommen hatte, hatte er sich eine Jugendlichkeit und eine Hörbereitschaft bewahrt, die auf Jüngere anziehend wirkten. Die Jungen trafen bei ihm auf eine beeindruckende Begeisterung für das Leben und das Weltgeschehen, in der sie sich selber wiedererkennen konnten und durch die sie sich instinktiv mit ihm verbunden fühlten. Sein prägnanter Charakterzug war aber wohl eine *überaus lebenswürdige Einfachheit*. Wo er offiziell auftreten mußte und mit Ehrungen überhäuft wurde, war seine Haltung immer ebenso schlicht wie herzlich. Obwohl er viel mit Mächtigen und Großen der Welt verkehrte – man kann das in seinen „Mémoires“ nachlesen –, verlor er nie den nüchternen Blick für die Dinge und den erfrischenden direkten Ton im persönlichen Kontakt. Als Niederländer verfügte er über den Sinn für Humor und den Hang zu häuslichen Feiern, zur „gezelligheid“, wie sie für sein Herkunftsland kennzeichnend waren. Er hatte diese Eigenschaften nach Genf mitgenommen. So war Willem Visser 't Hooft ein großer Mann, der sich einer großen Sache verschrieb und ihr bis ans Ende treu geblieben ist.

Jan Grootaers

„Knien wollte er nicht“

Heinrich Böll (1917–1985)

Der am 16. Juli im rheinischen Bornheim-Merten verstorbene Heinrich Böll ist als Schriftsteller, moralischer Mentor und Kritiker deutscher Verhältnisse in der Tages- und Wochenpresse vielfältig gewürdigt worden. Hier soll den vielen Nachrufen kein weiterer angefügt, sondern das Phänomen Böll aus den menschlichen und auch aus den religiösen Wurzeln des Schriftstellers und Katholiken Böll verständlich gemacht werden. Der Verfasser, Michael Graff, arbeitete

längere Zeit an der Katholischen Akademie Stuttgart-Hohenheim mit Schwerpunkten Kultur, Kunst, Literatur, Medien und ist gegenwärtig Pfarrer in Marbach/N.

Kein Kölner Dom, kein Staatsbegräbnis, aber Wehmut: Totengeleit für einen katholischen deutschen Schriftsteller, der sein Katholisch- und Deutschsein bewahrt hatte bis zuletzt, unversteckt und unverschämt, eigensinnig.

Die Abschiedsszenen waren Heinrich Böll zuliebe. Nachbarpfarrer und Maler Herbert Falken leitete die Liturgie der Kirche, zu der sich Böll trotz seines Austritts aus der „Körperschaft“ ein Leben und Schreiben lang bekannt hatte. Im Gefolge der Ministranten eine Zigeunergruppe, als wäre der Autor einer von ihnen gewesen: nichtseßhaft, belächelt, als Fremder verdächtig. Söhne und Freunde trugen den Sarg, unter ihnen Lew Kopelew, Zeuge des grenzüberwindenden Engagements des Kölner Erzählers, der für viele Hilfesuchende zum Anwalt und Hauswirt geworden war. In höflichem Abstand der Repräsentant jenes Staates, dem der Dichter nur allzuoft literarischen Widerstand geleistet hatte, unartig, wie es so seine Art war.

Stimmengewirr und die Not mit der Mischung

„Er war, was zu sein er haßte: das Gewissen der Nation“, beteuerte *Fritz J. Raddatz* im Nachruf. War er das, was sie ihm durcheinander nachriefen? „Dichter, Narr, Prediger“ (Marcel Reich-Ranicki)? „Dissident im eigenen Land“ (Werner Schütte)? „Gegenbischof zu den weltlichen Gewalten einschließlich der richtigen Bischöfe“ (Günther Zehm)? Gar ein „Heiliger“ des 20. Jahrhunderts (Joachim Kaiser)? Oder war Böll das, was man schon früher warnend von ihm sagte, nämlich Chaot und Ziehvater des Terrorismus, eine „Mischung aus Albert Schweitzer, Schwejk und Fritz Teufel“ (Hans Habe) oder spöttisch: „der gute Mensch von Köln“, „der arme Heinrich“? Freunde in Ost und West wußten es anders. „Sie waren Ankläger und Tröster in einem, denn alles, was Sie schrieben, barg in sich ein grenzenloses Mitleid“ (Manès Sperber, zum 65. Geburtstag).

„Ich bin“, schrieb Böll 1971, „gegen Heldenverehrung, Denkmäler, Images und Ikonen.“ In seiner privaten Bescheidenheit war Böll zwar verletztlich, aber integer, und nur so konnte er 1969 glaubhaft das „Ende der Bescheidenheit“ für die deutschen Schriftsteller proklamieren. Bescheiden-unbescheiden mischte Böll sich ein. Einmischung und Mischung waren seine Sache von Haus aus, denn der Kölner Schreinersohn liebte das Schmutzig-Vermischte des Alltags mehr als die fragwürdige Reinheit der Doktrin.

Die meisten Böllkritiker scheitern an seiner *besonderen, ungesäuberten Mischung*. Böll war *Schriftsteller*, aber literarisch und ästhetisch anfechtbar. Böll war *Deutscher*, aber seine Heimat war die Sprache, nicht der Staat. Böll ist *Katholik*, aber er unterscheidet (unsystematisch) zwischen Konfession und Christsein, Religion und Institution, Katholizismus und Katholischsein.

Zur unverwechselbaren Mischung Böll gehören seine *Kölner Herkunft*, das *Milieu*, die Welt des *Handwerkers* (Böll schreibt brauchbare, bewohnbare Texte) und das Schicksal jener *Jahrgänge* mit ihren generationsbedingten Verwundungen und Verwundbarkeiten („Trümmerliteratur“). Die ganze Not der Interpretation – nicht nur im Fall Böll – rührt daher, daß man Mischungen nicht mag, ihren

nur so erhältlichen Eigengeschmack. So wünscht der eine mehr Reflexion und Logik, der andere reklamiert sprachliche Fahrlässigkeiten; die Kirchenkritik müsse gemäßiger und theologisch gehaltvoller sein, die politische Meinung durchdachter, der Roman kürzer, die Polemik sanfter.

Und da es diesen erwünschten Autor bzw. Deutschen bzw. Katholiken nicht gibt (und man am Nobelpreisträger schlecht vorbeikommt), einigt man sich auf Lob für dies und Tadel für jenes; man trennt den frühen vom späten Böll, das literarische Werk von den Reden, die Erzählung vom Roman, die Texte vom Verfasser, das Gesagte vom Gemeinten, die Absicht von der Wirkung. Dabei wäre es – nicht nur im Fall Böll – schicklich, person- und sachgerecht, Biographie und Bibliographie zusammenzusehen und die *innere Einheit* („Treue“) von *Weg und Werk* zu achten, auf die Heinrich Böll immer wieder Wert gelegt hat: „Es ist gar nicht die Frage des Recht- oder Unrechthabens, keine Frage der Beweisführung, sondern – Gott sei's geklagt – es ist eine Frage der Treue, die von der Klugheit mit Kopfschütteln beobachtet wird.“

Bölls einfache Leser

Mit dem Kopfschütteln der Klugheit schien Böll immer zu rechnen, wenn er seinen *kleinen Leuten* literarisch treu blieb, dem armen „Hascher!“, wie man ihm spöttisch in der „Welt“ nachrief. Als Abiturient war Böll begeistert von Léon Bloy („Das Blut der Armen“) und übernahm, literarisch und politisch unter anderen Vorzeichen, dessen Polemik gegen die „unerbittliche Bestie“ Reichtum zugunsten der Armen, die man um Recht und Würde betrogen hat. Diese Einteilung der Welt in „die da oben“ und „die da unten“ ist vereinfachend und einseitig, aber sie hat bis zur Stunde erdrückende Argumente auf ihrer Seite und ist auf weite Strecken auch biblische Perspektive. Nicht ohne Koketterie nannte sich Böll noch Jahrzehnte später „kleinbürgerlich, extrem kleinbürgerlich“. Er liebte diese Leute in ihrer Ohnmacht gegenüber den Institutionen Kirche und Staat, Presse und Polizei, und er liebte offensichtlich einfache Leser, für die er vergnüglich, tröstlich, bissig schrieb und sich sentimentaler Passagen nicht schämte. Eine Parallele im Kino wäre Fassbinder. Es fiel dem Kölner nicht schwer, die Welt „von unten“ zu betrachten, ganz nahe an der *Erde*, an den *Dingen*, am *Material*. Böll war kein „Seher“, sondern er sah genau hin und erkannte so auch, daß jedes Wort materiell ist: Brot, Wunde, Jude. Daher die warnende Einsicht, „daß Worte töten können“. Die Bodennähe war stilistisches und inhaltliches Prinzip; Bölls Erzählungen sind die *maßstabsgetreue Wiedergabe einer engen, oft unsauberen, schlampigen Welt*. Die Vorliebe für Gerüche, die z. B. der „Clown“ Hans Schnier sogar durchs Telefon wahrnimmt, ist Bölls Vorliebe für tiernahe Sinnlichkeit bzw. für all das Menschliche, das in gehobenen Kreisen tabuisiert oder weggesprayt wird, weil man da oben nicht stinkt, sondern duftet. Daß aber Leid und Schmutz zum Himmel stinken, machte Bölls Riecher für den Duft der Menschenerde

zum ideologiekritischen Organ. Hier gewann Böll handfestes Material zum Angriff auf Theorie und Tradition, Norm und Konvention. Es ist der kleine Maßstab der eigenen vier Wände, der „nervöse Sinn für Phrasen“ (J. Kaiser), in dem Bölls Moralität gründet und sich von hier aus in Witz und Satire, Schimpfwort und Pamphlet entwickelt. Seine Helden verteidigen einen ohnehin beengten Lebensanspruch gegen Großmächte aller Art. Immer eindeutiger und einseitiger ergriff Böll Partei und Wort. Sein berüchtigtes Bittgesuch um „Gnade oder freies Geleit“ für Ulrike Meinhoff hätte jeder Seelsorger so ähnlich formulieren können; denn um Sorge für Menschenseelen ging es, Menschen, die Böll arm erschienen.

Mischung aus Anarchie und Zärtlichkeit

Im Blick auf Heinrich Böll u. a. entstand das gute (aber nie gut gemeinte) Wort zum Sympathisanten. Damit meinte man die, die sogar Feinde lieb hatten, Russen und Terroristen. Daß Böll in seiner eigentümlichen Mischung aus „Anarchie und Zärtlichkeit“ (B. Balzer) gegen jede Form von Gewalt argumentierte, muß man dem aufmerksamen Leser nicht eigens beweisen. Seine parteiische Menschenliebe sprengte aber vielfach gesetzte Grenzen dessen, was klug, opportun, vernünftig ist, dem *Wunschbild des Heiligen näher als der Strategie des Realpolitikers*. Seine Helden wurden zunehmend einfältiger, ungebildeter, rückten in die Nähe des Narren, galten als „tumb“, standen der Weltvernunft fremd gegenüber. Es schien Böll nie peinlich zu sein, die oft bemühten Randgruppen immer neu ins Blickfeld zu rücken, „die Gammler, die Langhaarigen, die Schmutzfinken, die Obdachlosen, die Asozialen ...“ (so in der Rede zur Eröffnung der „Woche der Brüderlichkeit in Köln, 1970). Bölls Humanität geriet aus dem engen Milieu fast reibungslos und konsequent ins Maßlose, U-topische. „Ich habe Angst vor der Liebe,“ lesen wir (Wo warst du, Adam). „Warum, fragte er mich leise: Weil es sie nicht gibt – nur für Augenblicke.“

An *utopischen Augenblicken* machte Böll sein Programm fest. Nicht so sehr im Pathos seiner Reden sondern im liebevoll erzählten Detail, im Bildausschnitt finden wir die Größe dieses Autors. Seine Vision vom Menschen blitzt in der Beschreibung einer Prager Frau während der (von Böll erlebten) Okkupation 1968 auf: „Sie ist blond, schmal, leidenschaftlich, ganz und gar unfanatisch und doch glühend, und sie ist Realistin, Demokratin. Sie will leben, nicht unter dem Kapitalismus, nicht unter der Herrschaft dogmatischer Dürre und Blindheit; ihr Realismus ist irdisch. Ich wünschte ihren Augen Laserstrahlen.“ Immer wieder sind es *Frauen*, in denen Bölls Hoffnung anschaulich wird. „Leni, und mit ihr Boris und Lev, die sich der Leistungsgesellschaft ohne Krampf verweigern, sind – inmitten des Gruppenbilds aus plastisch-prallen Allerweltstypen und Norm-Individuen – Menschen einer neuen Art“ (G. Scholz über Bölls Roman „Gruppenbild mit Dame“, 1971). Daß „Frauenhände“ (Veronika, Magdalena, Maria, Martha) mächtiger sein könnten als Männerhände („Drücken, prügeln, schießen, Verrech-

nungsschecks unterschreiben ...“), gehörte genauso zu Bölls Ideen wie der Glaube an *Brüderlichkeit inmitten von Gewaltstrukturen*.

In der erwähnten Kölner Rede von 1970 zitierte Böll aus einem Tagebuch von Ché Guevara eine Szene, in der der Guerillaführer den Mut nicht fand, auf zwei schlafende Soldaten zu schießen. Und Böll fuhr fort: „Ich frage mich ..., ob die jungen Leute, die Guevaras Bild vor sich hertragen, auch diesen Satz kennen, diesen Augenblick des Zögerns und der Nachdenklichkeit ... Ich empfehle Ché Guevaras Satz nicht nur denen, die sich zu ihm bekennen, viel mehr noch empfehle ich ihn jenen, die in Polizei- und Militärkasernen ausgebildet wurden, Herrschaft zu schützen. Und ich empfehle ihn allen regulären und irregulären Bombenlegern und Bombenpiloten, die blindlings töten. Es ist nicht immer Abel, der Unschuldige, der da getötet wird, aber sobald er tot daliegt oder dahängt, bekommt er Abels Gesicht, und wäre er der schlimmste aller Verbrecher oder Kriegsverbrecher.“

Radikal, aber fromm

Zur Mischung Böll gehörte das *Ineinander von moralischem Anspruch und Sünderliebe*, die – schwer vorstellbar – sogar Böll und Boenisch hätte zusammenführen können, zumindest nach dessen Absturz. Denn für gefallene Existenzen hatte der radikale Moralprediger allemal Sympathien. „Seine Sünder sind Sünder ohne Schuld, Täter und Opfer“ (Fritz J. Raddatz). Daß sich Böll bis zur Aufdringlichkeit in seine moralische Predigt selbst einbezog, sich also auf die Seite der entlarvten und ertappten Sünder stellte, machte seine Anfragen und Urteile bis hin zu unverblümt namentlichen Frechheiten immer wieder erträglich. „Mein Autor lebt nicht auf einem Leuchtturm, der Reinheit ausstrahlt, ringsum Schmutz entdeckt und nun im Vollganz seiner Reinheit diesen Schmutz zu beschimpfen beginnt. Mein Autor lebt auf der Erde, aus der er gemacht ist, und seine Bitterkeit ist die Bitterkeit der Erde, aus der er gemacht ist ...“ (Kölner Rede, 1970).

Er argumentierte mit der *Bergpredigt*, räumte aber sofort eigene Schwierigkeiten mit der Realisierung ein. Er maß radikal, sah aber ein, „daß W. fromm sein konnte und doch ein Schuft, und daß er beides echt war: fromm und schuftig ...“ (Das Brot der frühen Jahre, 1955). Böll warf immer seine Person auf die ethische Waage und argumentierte – durchaus beirrbar, aber konsequent – aus dem eigenen *Gewissen* heraus, das er über die Institutionen, aber unter die biblischen Maximen stellte. Im berüchtigten „Brief an einen jungen Katholiken“ (1958) erinnerte Böll an kirchliche Widerstandskämpfer im Dritten Reich: „jene ... handelten nicht auf kirchliche Befehle, sondern ihre Instanz war eine andere, deren Namen auszusprechen heute schon wieder verdächtig geworden ist: Das Gewissen.“ Diesem persönlichen Gewissen und seiner aufrechten Gangart traute Böll zu, was er allen Institutionen zunehmend absprach: die Fähigkeit, ohne doppelte Moral dem Bösen zu widerstehen, nicht schmutzfrei, aber aufrichtig.

Eine immer wieder namhaft gemachte Sünde war für Böll die *Besitzideologie*. Den Slogan „Hast du was, dann bist du was“ nannte er eine „Sozialzote“, gegen die die Kirche besser protestiert hätte als gegen „leichtgeschürzte Damen“, und noch 1982 nannte er den „reinen Puritanismus in seiner kapitalistischen Form“ das „Böseste, was mir einfällt“. Wie die vorabgedruckten Leseproben seines letzten Romans zeigen, hat Böll bis zuletzt nichts von seinem scharfen Biß verloren. Der Verletzbare wußte um seine Lust am Angriff und die Gefährlichkeit der Waffen. „Wer mit Worten umgeht,“ schrieb Böll 1955, „sollte wissen, daß er Welten in Bewegung setzt, gespaltene Wesen löst: was den einen trösten mag, kann den anderen zu Tode verletzen.“ Ohne das Beispiel Jesu zu sehr zu strapazieren, wird man aber zugeben müssen, daß Bölls Angriffe über die Pharisäerschelte nicht hinausgehen. Jede Moralpredigt verletzt, wenn sie deutlich wird, und an Deutlichkeit ließ es Heinrich Böll nie fehlen. Dies bekamen oft gerade die zu spüren, die „das hohe C“ im Schilde führten, Politiker oder Repräsentanten der Kirche.

„Religion, Kirche etc.“

Bölls Beziehung zu „Religion, Kirche etc.“, wie er in bewußter Beiläufigkeit formuliert, war theologisch kompliziert, weil sie menschlich so unkompliziert war. Oft ist das Thema freilich nur Milieukulisse, Ambiente, natürliche Umgebung. Oft steht kirchliche Macht oder Scheinheiligkeit nur symptomatisch für jede Art von Obrigkeit und Gewalt (Böll hält „Vatikan“ und „Moskau“ gelegentlich für austauschbare Begriffe) und ist so Druckstelle der Emanzipation. Doch wo Religion und Kirche direkt angesprochen sind, und dies ist erstaunlich oft der Fall, begegnet uns wieder Bölls besondere Mischung: Mystik und Materialismus, Ehrfurcht und Emanzipation, Treue und Polemik, Kirchlichkeit und Kirchenaustritt in einem Zug. Daß Böll trotz Verlassens der Kirche („eine speziell deutsche Notwendigkeit“) katholisch blieb, spürt man Seite für Seite.

Als *Wohnwelt der Leute* sind Kirchen in Bölls Erzählungen bevorzugte Aufenthaltsorte. Eine typische Szene findet sich in der noch unveröffentlichten Erzählung „Zündhölzer“, die der bereits todkranke Autor im SDR las (Sendung am Begräbnistag): „Knien wollte er nicht“, heißt es da von einem Mann, der in einer dunklen, leeren Kirche die Hände faltet, „ohne zu beten“, denn mit dem Beten war es schwierig geworden seit dem Tod von G., und er „sah die Tränen, bevor er sie spürte“. Die *religiöse Existenz des Menschen in ihrer Vielfalt* war für Böll selbstverständlich. Waghalsige Mystik wurde ins Alltägliche geholt: Leni („Gruppenbild mit Dame“, 1971) steht „mit der Jungfrau Maria auf vertrautem Fuß, empfängt sie auf dem Fernsehschirm fast täglich“. Frömmigkeit und Kirchenbesuch gehören unverkrampft und undogmatisch zum ganz gewöhnlichen Leben: Bogner („Und sagte kein einziges Wort“, 1953) erkennt eines Tages im Blick auf seine Frau: „Mit ihr verband mich etwas, was Menschen mehr verbindet als miteinander schlafen: Es hatte eine

Zeit gegeben, in der wir zusammen gebetet hatten.“ Der Erzähler muß nicht kritisch differenzieren zwischen Aberglaube, Unglaube, Glaube, zwischen Orthodoxie und Wildwuchs, Glaube und Religion, doch im genauen Beobachten und Beschreiben einer recht verbreiteten Form von Religion lieferte Böll durchaus beabsichtigt der Theologie ein kritisches Korrektiv im kleinen Maßstab des Humanen. *Kirche ist für den Handwerkersohn ein menschlicher Gebrauchsgegenstand*, dessen Wert sich dadurch ergibt, daß Glaube, Hoffnung und Liebe darin wohnen können. Bölls Kirche ist eine Art Herberge, auch für den Zigeuner. Die „Trauer, das Gasthaus verlassen zu müssen, ist nicht unähnlich der Trauer, die ich empfunden hatte, wenn ich aus der Kirche geschmissen wurde ...“ (Das Brot der frühen Jahre, 1955).

Auch Bölls *Kirchenkritik*, sofern sie nicht nur ihr literarisch notwendiges Übel sucht („Prälaten“ als „Panzer des Papstes“ usw.), ist *vom Maß menschlicher Bedürfnisse bestimmt*. Sexualmoral und Eherecht, Seelenlosigkeit und pastorale Gedankenlosigkeiten werden aus der Perspektive der Leute dargestellt, wo „die Doktrin als Vorschrift ankommt“, etwa im Nüchternheitsgebot („Angstsystem, um solche Idioten herum aufgebaut“). Inhalt und Form bedingen sich und reichen vom Stammtischargument bis zur geistvollen Kritik eines weltumarmend-eleganten Katholizismus („Mischungen aus wechselnden Bestandteilen: Marx plus Guardini, oder Bloy plus Tolstoi“).

Gerade in seinen zeitbedingten, ortsbezogenen Beobachtungen wurde Böll zu einem aufmerksamen *Chronisten des deutschen Nachkriegskatholizismus*, der ganz beiläufig Stimmungslagen und -wechsel registriert und immer wieder gültig formuliert (z. B. „Konzilseuphorie“). Als Anwalt der kleinen Leute, die sich seiner Ansicht nach kaum für Dogmatik interessieren, stellte Böll der „Gottesgelehrtheit“ einen „Gott für den vulgus“ gegenüber. Mit besonderer Wachheit verfolgte Böll den politischen Weg der Kirche und reagierte empfindlich auf jede Form von Anpassung und Assimilierung, vor allem, wo es um Rüstung und Wirtschaft geht. Die Kirche müsse zu den „Lämmern“ gehören, dürfe nicht vom „Sakrament des Büffels“ trinken. Der politische Weg Bölls vom Bruch mit der rheinischen CDU wegen der Einführung der Bundeswehr über Wahlhilfen für die SPD bis zur Mitarbeit in Friedensbewegung und der Politik der Grünen markiert in etwa auch den jeweiligen Ausgangspunkt seiner Kirchenkritik. Im Unterschied zur originellen Kritik im kleinen Format wirken die grundsätzlichen Kommentare, etwa der Vergleich von Kirche und Bergpredigt, blaß und plakativ, als ob Bölls Bemerkungen immer unwichtiger würden, je wichtiger sie daher kommen. Seine Stärke waren die kleinen Schwächen.

Und Böll selbst?

Und Heinrich Böll selbst? Die Bezeichnung „Christ“ war ihm zu rein, zu anspruchsvoll. Dann schon lieber schmutzig-katholisch, aber doch nicht innerhalb der „Körper-

schaft“. Auf Prädikate gab er nicht viel. Aber aus seiner Haltung und seinen Erzählungen darf man auf ein frommes Gemüt schließen, das weder Gegenstand dieser Darstellung noch einer Stilisierung zum Heiligen sein soll. Vielleicht war er nur *einer, der in der „Freiheit der Kinder Gottes“ lebte, dachte, schrieb*. Der unbekümmerte Wechsel von Witz und Trauer, die unbefangene Religiosität seiner aufständischen Helden, sein spontanes Reagieren auf aktuelle Anlässe: vielleicht wurde Böll deshalb für viele zu

einer Vaterfigur, weil er so jung war und so frei, offen und ungeschützt, naiv und ohne Schnörkel von Schuld und Unrecht zu sprechen, von Liebe und Zärtlichkeit. Und Heinrich Böll und das Danach? Sein Himmel müsste irisch sein, katholisch, heiter. In der Büchnerpreisrede 1967 zitierte Böll aus dem Woyzeck: „Ich glaube, wenn wir in den Himmel kommen, so müssen wir donnern helfen.“ Es dürfte sich um Wärmegewitter handeln.

Michael Graff

Auf der Suche nach dem eigenen Profil

Zur Erneuerung des Ständigen Diakonates

Seit 17 Jahren gibt es in der Kirche Ständige Diakone. Rund 11 000 sind es bis heute weltweit. Unspektakulär haben so zu meist verheiratete und ihr Amt in der Mehrzahl nebenamtlich ausübende Männer Einzug in den Klerus gehalten. Der folgende Beitrag fragt danach, was aus diesem vom Konzil ermöglichten neuen und zugleich alten kirchlichen Amt geworden ist.

Sie halten Wortgottesdienste und taufen, besuchen Kranke und unternehmen Hausbesuche, sie predigen und halten Religionsunterricht ... Der *Ständige Diakon* als „eigene und beständige hierarchische Stufe“ (Lumen gentium 29) gehört mittlerweile zum kirchlichen Alltag. Nach langjährigen, bis in die Zwischenkriegszeit zurückreichenden Bemühungen, den Diakon nicht mehr nur als eine Durchgangsstufe zum Priesterberuf zu betrachten, sondern ihn als eine selbständige Größe innerhalb des kirchlichen Amtes wieder aufleben zu lassen, gelang auf dem Konzil der Durchbruch. Die Einführungsphase für das neue/alte Amt ist inzwischen vorüber: Ist die Erneuerung des Ständigen Diakonates damit auch geglückt?

Dem Diakonats fehlen die Konturen

Man kann zwar den Eindruck haben, das Amt sei inzwischen ausreichend konsolidiert. Aber der Ständige Diakon steht noch lange nicht auf sicherem Boden. Trotz eines vielfach beachtlichen persönlichen Einsatzes von Ständigen Diakonen mit ihrer Dreifachbelastung durch Familie, Beruf und Gemeinde, wenn sie noch einem Zivilberuf nachgehen, oder der nicht immer leichten Verbindung von Familienleben und Gemeindefarbeit, wenn sie Diakon im Hauptberuf sind, will über das Erreichte keine rechte Zufriedenheit aufkommen: Die Würzburger Synode nannte es positiv: „Sowohl die praktische Ausgestaltung als auch die theologische Deutung dieses Dienstes sind in vieler Hinsicht noch offen“ (Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg 1976, S. 615) – man kann es auch negativ ausdrücken: Dem Diakonats fehlen noch immer die Konturen.

Schon der internationale Vergleich der Anzahl der bis heute geweihten Diakone in den verschiedensten Ortskir-

chen zeigt ein *sehr uneinheitliches Bild*. Einige Ortskirchen sind mehr als zurückhaltend, andere fördern den Ständigen Diakonats bereitwillig: Mit Abstand die meisten Ständigen Diakone hat die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten (7102, Stand: Anfang 1985), zwei Drittel aller Ständigen Diakone überhaupt. Mit weitem Abstand folgen die Bundesrepublik (998), Brasilien (411) und Italien (380). Die weitaus meisten Diakone der USA üben ihr Amt nebenberuflich aus, über 90 Prozent von ihnen sind verheiratet, zwölf Prozent davon sind Hispanics und vier Prozent Farbige. 17 der rund 160 Diözesen der USA ha-

Anzahl der Ständigen Diakone nach Kontinenten

Afrika:	235
Amerika:	
Nordamerika: (Kanada 420, USA 7102)	7522
Mittelamerika:	275
Südamerika:	847
Asien:	64
Australien und Ozeanien:	55
Europa:	2335
Belgien 289, Bundesrepublik Deutschland 997, Deutsche Demokratische Republik 40, Färöer-Inseln 1, Finnland 1, Frankreich 250, Großbritannien 122, Irland 1, Italien 380, Jugoslawien 3, Luxemburg 2, Monaco 1, Niederlande 35, Österreich 149, Portugal 2, Schweiz 23, Spanien 31, Schweden 6, Türkei 2	
Weltkirche	11 333

Quelle: Schätzungen nach dem Statistischen Jahrbuch der Kirche und Informationen des Internationalen Diakonatszentrums, Freiburg (Stand Januar 1985)

ben 100 und mehr Ständige Diakone und stellen damit bereits 41 Prozent aller US-Diakone (NC News Service 15. 2. 85).

Wenig einheitlich ist die Verteilung auch in der *Bundesrepublik*. Drei der 22 Bistümer haben 94 und mehr Diakone (Köln, Münster, Rottenburg-Stuttgart), damit bereits ein Drittel aller bundesdeutschen Diakone, sieben Diözesen 22 und weniger. Im Vergleich zu anderen Teilen der Welt-